Erschienen als: *Zwischenstationen* in: Webfictions. Zerstreute Anwesenheiten in elektronischen Netzen. (Hrsgg. von Manfred Faßler, Ursula Hentschläger, Zelko Wiener). Wien 2003. S. 162-167

Ursula Hentschläger und Zelko Wiener in einer email – Korrespondenz mit **Herbert Hrachovec**
Dezember 2001 – Berlin : Wien

W+H: Sie zählen zu den wenigen Philosophen, die sich bereits seit langer Zeit mit Kunst und mit neuen Medien beschäftigen. Seit wann arbeiten Sie mit dem Netz und warum?
HH: Begonnen hat es etwa 1993/94. Ich kam damals von einem Jahr im Wissenschaftskolleg Berlin zurück nach Wien und stellte fest, daß mein Computer im Büro ein neues Kabel aufwies. Das war noch die Zeit vor dem WWW und Graphikdateien konnte man zwar schon gut transportieren, aber in der Regel nur am eigenen Gerät anzeigen und bearbeiten. Noch herrschten Smileys und ASCII-Art und ich muß gestehen, daß mich der asketische Reiz dieser Zustände wohl unwiderruflich geprägt hat. Ich zucke bei Flash-Seiten noch immer leicht zusammen. Das paßt ja auch zu deren Namen :-)

W+H: Seit wann und warum bespielen Sie ihre eigene Domain?
HH: Das ist zwei Jahre her und war ein Kopf-an-Kopf-Rennen. Ich habe mich ab 1996 mit Linux vertraut gemacht und voller Staunen entdeckt, daß man damit - nach einer anfänglich sehr steilen Lernkurve - kostenlosen und gut dokumentierten Zugang zu allen wichtigen Diensten des Internets erhält, darunter fällt auch "bind", jenes Programm, das im Prinzip die Adressen-Auflösung im Netz bewerkstelligt. Ein sogenannter "nameserver" gestattet die Einrichtung von "domains" und ist auf Linux relativ einfach zu installieren. Als ich soweit war, recherchierte ich, ob "philosophie.at" noch frei war. Das war der Fall - und ich machte den Fehler, drei Wochen zu warten. Danach war der Name bereits vergeben und ich wechselte auf "philo.at". Ist auch angenehm kurz; auf der anderen Adresse findet sich derzeit eine Gemischtwarenhandlung.

W+H: Was steht aktuell im Zentrum Ihrer Arbeit?
HH: Im Moment habe ich eine Reihe meiner verschiedenen Web-Initiativen auf ein open source "Content Managment System" umgestellt. Aus philosophischer Sicht ist es mir nicht recht, aber die Entwicklungsgeschwindigkeit im WWW verlangt verwaltungstechnisch den Einsatz von Datenbanken, dynamischer HTML-Generierung und die interaktive Einbindung der Benutzerinnen und Benutzer. Es reicht auch für den akademischen Anbieter nicht mehr, schlichte HTML-Seiten zu verfassen, zumindest nicht, wenn er im Wettrennen um die Aufmerksamkeit mitspielen will. Diesen Anspruch möchte ich zumindest mit einigen meiner Projekte erheben. Ich nenne drei: ein kleines Portal zur Dokumentation innovativer Lehre am Institut für Philosophie (http://innovation.philo.at), ein Archiv elektronisch zugänglicher philosophischer Texte, beginnend mit Diplomarbeiten und Dissertationen am Institut (http://eprints.philo.at) und eine philosophische Audiothek (http://audiothek.philo.at).

W+H: Das Web besteht aus vielen einzelnen und z.T. voneinander abgegrenzten Eigenwelten. Welche Community erachten Sie diesbezüglich als massgeblich?
HH: Es ist schwer zu sehen, daß es eine Community gäbe, die sich als Standard bezeichnen ließe. Abgesehen von den zahllosen Interessens- und Themengruppen, die sich entwickelt haben und die eher unverbunden friedlich koexistieren, würde ich am ehesten an die Grobgliederung entsprechend gewisser technischer Vorgaben denken: die Anhänger des Internet Explorers, die Netscapeisten, die Google-Gemeinde, die Webmailer etc. Aber das sind natürlich keine Communities, sowenig wie die Autofahrerinnen, die alle gemeinsam im Stau stecken.

W+H: Es kommt im Web zunehmend zu Hybriden von Magazinen, Kunstsammlungen und Ausstellungsräumen und auch zu einer Vermischung der Berufe. Als KünstlerInnen werden Veranstaltungen gemacht, TheoretikerInnen arbeiten als KünstlerInnen, VeranstalterInnen werden zu TheoretikerInnen usw. Was halten Sie davon?
HH: Gestern habe ich mein Projektseminar damit begonnen, daß ich die Teilnehmerinnen so begrüßte: "Guten Tag bei der Redaktionskonferenz. Wir müssen in den nächsten 2 Stunden eine viertelstündige

Rundfunksendung machen. Ich bitte um Vorschläge." Zugegeben, es ist ein Seminar, das sich mit Radio beschäftigt, dennoch war die Verblüffung groß. Und am Ende hatten wir die Sache tatsächlich produziert. Die Studierenden fungierten als Interviewer, Technikerinnen, Moderatorinnen und recherchierten. Diese Multiplizität hat etwas atemberaubendes und kann auch schwer danebengehen. Aber sie bringt Fronten durcheinander, die das Verständnis der neuen Kommunikationssituation blockieren.

W+H: Welche Erfahrungen gibt es in der Zusammenführung von Kunst und Wissenschaft?
HH: Jetzt könnte man gleich weitermachen und darüber reden, daß gerade auch die Front zwischen Kunst und Wissenschaft beseitigt wird. Da würde ich aber doch lieber beim Durcheinanderbringen bleiben, als beim Zusammenführen. Daß diese Bereiche im neuen Medium überraschend aufeinandertreffen, ist keine Frage. Aber die Tatsache, daß ich ein Graphikprogramm bedienen kann, das mir ehemals unerhörte Eingriffe in visuelles Material gestattet, macht aus mir noch keinen Künstler. Wenn ich einen Reifen wechsle, bin ich noch kein Automechaniker. Ich schreibe immer wieder Katalogbeiträge und dabei ist die erste Bewegung oft, den Produzenten deutlich zu machen, daß ich kein Lautsprecher für ihre Gedanken bin, sondern eine Begegnung von außen.

W+H: Wie bedeutsam ist der Zusammenhang von Kunst und Theorie an sich?
HH:

An diese Frage kann man sehr unterschiedlich herangehen. Eine wichtige Entscheidung besteht darin, ob man die beiden Bereiche als prinzipiell voneinander getrennt sieht, oder die Trennung als überholt betrachtet. Im ersten Fall ergibt sich dann die Möglichkeit, mannigfaltige Parallelen und Beziehungen aufzubauen; im zweiten Fall wird in der Regel mit überraschenden, hybriden Konstrukten operiert. Auf der einen Seite stehen etwa Gilles Deleuze oder Stanley Cavell, auf der anderen Paul Feyerabend oder Oswald Wiener. Die Bedeutsamkeit des Zusammenhangs von Kunst und Theorie stellt sich dementsprechend unterschiedlich dar. Nehmen wir „Österreich-Ungarn„. Als eine Möglichkeit bietet sich an, zwei Staaten anzunehmen und ihre Verbindungen zu erforschen. Die Alternative wäre, gemeinsame historische Erfahrung vorauszusetzen und die Staaten als deren Ausgestaltung zu fassen. So, wie wir aus dem Geschichtsunterricht auf Nationalitäten trainiert sind, verhält es sich auch in der Aufteilung des gesellschaftlichen Feldes in Kunst, Theorie, Politik etc. „An sich„ kann ich dazu nichts sagen, es sei denn, darauf hinzuweisen, daß man sich das betreffende Verhältnis jeweils sehr genau ansehen muß. Und um eine konkrete Position anzugeben: Ken Goldbergs Installation „Telegarden„ im Ars Electronica Center Linz ist ein schönes Beispiel für die Multiplizität, mit der man hier zu rechnen hat. Sie verwirklicht einen techno-theatralischen Raum und provoziert eine neue philosophische Subdisziplin, die Tele-Epistemologie. Das ist mehr als eine Überschneidung. Das Projekt erschließt gleichzeitig ästhetische und theoretische Dimensionen. Ich würde dennoch dazu raten, vorsichtshalber bei der Trennung zu beginnen. Es gibt zu viele unausgegorene Mischwesen in diesem Gebiet.

W+H: Können Institutionen grundsätzlich mit Experimentierfreudigkeit umgehen, bzw. sie fördern?
HH: Der institutionelle Bereich, den ich überblicken kann, läßt eigentlich viel Spielraum für Experimente. Schon alleine deshalb, weil es kaum mehr kostet, ob man im Universitätsnetz E-Mails abfragt oder einen Nameserver betreibt. Die Hindernisse liegen eher bei den Personen, von denen man nicht verlangen kann, daß sie jahrzehntelange Gewohnheiten schnell aufgeben. Allerdings ist zu bemerken, daß es zunehmend Bestrebungen gibt, die elektronische Dimension ganz in den alten Gesetzesrahmen zurückzubiegen. Ich hatte letzte Woche einen E-Mail-Austausch mit Hubert Dreyfus aus Berkeley. Er nimmt seine Vorlesung auf und stellt sie als mp3-Dokumente zur Verfügung. Ich fragte ihn, ob ich in der Audiothek davon einen "mirror" machen könne. Seine Antwort: Von ihm aus gerne, nur muß er bei der Universitätsleitung nachfragen, ob das gestattet ist. Ob ihm seine eigenen Vorlesungen gehören! Die revolutionären Möglichkeiten der Informationsübertragung provozieren Befürchtungen, die früher niemand überhaupt haben konnte.

W+H: Inwieweit sind Theorien / Modelle an sich hilfreich?
HH:

Ich komme auf den oben erwähnten Telegarten und meine Warnung vor „Mischwesen„ zurück. Auf den ersten Blick hat eine Webinstallation nichts mit erkenntnistheoretischen Fragen zu tun. Musiker, die im

Konzertsaal herummarschieren, produzieren einen neuen Wahrnehmungsraum für Musik und ähnlich verhält es sich mit der Fernbedienung von Geräten zum Pflanzenwachstum. Die Frage, unter welchen Bedingungen wir gesicherte Erkenntnis aufbauen, ist davon weit entfernt. Man kann das Subjekt-Objekt-Verhältnis natürlich, quasi als Katalogbeitrag, als Hintergrund für die Erforschung interaktiver Prozesse im Web herbeizitieren, aber das ist ein schwacher Sinn von „hilfreich„. Die Inspiration des Telegartens liegt darin, daß eine Idee in beide Richtungen wirkt, in den Bereich der Kunst und der Theorie. Um das richtig auskosten zu können, muß man die - unterschiedlichen – Regeln beider Bereiche kennen. Eine theoretische Stellungnahme wäre etwa, daß Wissen in diesem Fall primär Kompetenz im Umgang mit den Komponenten ist. Diese Demonstration ist hilfreich in einem weniger praktischen Sinn. Sie erlaubt es, das Kunstprodukt als Denkmittel gegen traditionelle Theorien einzusetzen und umgekehrt, an einem Experiment in Telekommunikation zusätzliche Dimensionen zu bemerken.

W+H: Wo liegt die grosse Herausforderung an theoretischer Arbeit im Web?
HH: Darin, daß wir nur das Modell der Buchkultur kennen, das im Online Bereich nur sehr beschränkt gilt. Theoretische Arbeit ist von Einzelpersonen getragen worden, hin und wieder von lokalen Arbeitsgruppen. Dann traf man sich auf Kongressen und Tagungen, um die Ergebnisse auszutauschen, von denen man durch Bücher und Zeitschriften Kenntnis bekommen hatte. Heute ist es möglich, weltweit vernetzt in Echtzeit zu kooperieren. Ein Kollege in Karlsruhe schreibt das Programm, in das ich meine Kommentare zu Nachlaßmanuskript 115 von Ludwig Wittgenstein, das in Bergen, Norwegen am Server liegt, einfüge. Natürlich ändert sich damit der ganze Duktus der Gedankenführung. Statt Fußnoten setzt man Hyperlinks, die wiederum bloß semistabil sind. Wenn wir einmal über die Phase hinaus sind, in der wir die Kolleginnen (m/w) mit Gadgets verblüffen, wird sich die Wissenslandschaft nachhaltig ändern.

W+H: Wie verändern sich die Wahrnehmungsmuster?
HH: Sagen wir einmal so: ein Tafelbild, eine Radierung, eine Buchseite und ein Streichquartett erhalten einen ganz besonderen Reiz. Das ist ein Prozeß, den man bewußt mitmachen und genießen kann. Auffälliger ist natürlich die andere Seite, die Mutationen, die über die Konsumenten kommen. Also z.B. was mit einem geschieht, der im Handumdrehen auf Inhalte antworten kann, damit aber auch einer bedeutenden Belastung der Urteilskraft ausgesetzt ist. Oder der unsägliche Zwischenzustand, wenn ein Browser eine Seite von jenseits des Atlantiks lädt. Diese Mischung zwischen unfaßbarer Neuerung und der beinahe schon wieder abschätzigen Beurteilung von langen Ladezeiten.

W+H: Wie können Sie sich eine aktuelle Medientheorie vorstellen?
HH:

Schlecht. Sowohl auf der technischen, als auch auf der ökonomischen Seite ist derartig viel im Umbruch, daß eine theoretische Erfassung ständig davon irritiert werden muß. Zum Beispiel rückt durch die gegenwärtige Entwicklung der Funktechnologie die Bedienung des Garagentors und die Versendung einer E-Mail, was den Datentransfer betrifft, eng zusammen. Telefon über das Internet oder voll digitalisierte Radiostationen über webcast sind andere Illustrationen. Es ist im Moment ausgesprochen schwer, einigermaßen nahe an den Fakten zu bleiben *und* dabei auch einen Überblick zu behalten. Nicht umsonst ist der Schwerpunkt der meisten Arbeiten zur Medientheorie entweder historisch oder abstraktiv. Damit meine ich: zwar theoretisch, aber nicht aus einer Bewährung gedanklicher Impulse am turbulent verlaufenden Fortschritt hervorgegangen. Es gibt zur Zeit weltweit etwa fünf nach meinen Standards theoretisch akzeptable Bücher über das Mobiltelefon. Wenn man bedenkt, wie lange es gedauert hat, bis Elektrizität oder das Automobil als theoretische Herausforderung erkannt wurden, ist das ein tolles Tempo. Gleichzeitig ist aber deutlich, daß es sich nur um Zwischenstationen handeln kann. Einer bestimmten Gattung der Medientheorie wird es nicht anders ergehen, als den Telekommunikations-Gesellschaften: sie sind akut gefährdet, im rapiden Umbruch ihren Kredit zu verlieren. Philosophinnen (um das Stereotyp zu bemühen) sichern sich gegen solche Eventualitäten dadurch ab, daß sie in vorsichtiger Distanz zur Tagespolitik bleiben. Das ist vermutlich unter diesen Umständen keine schlechte Option. Die Ansätze von Martin Seel gefallen mir in diesem Zusammenhang gut. („Bestimmen und Bestimmenlassen. Anfänge einer medialen Erkenntnistheorie„. Deutsche Zeitschrift für Philosophie 46 (1998). S. 351ff).

W+H: Welche eigenen theoretischen Überlegungen resultieren aus dieser Auseinandersetzung?

HH: Wie die Fragen zeigen, über die wir uns hier unterhalten haben, besteht ein starkes Interesse daran, Orientierungspunkte zu finden, die es gestatten, durch digitale Innovationen durcheinandergewirbelte Bereiche wie Kunst, Konsum und Theorie einigermaßen zu re-organisieren. Das steht im Zeichen schwer prognostizierbarer Produktentwicklungen, massiver ökonomischer Interventionen und der sozial-politischen Risikoformationen, welche die Globalisierung mit sich bringt. Es gibt Theoretikerinnen (m/w), die für diese Aufgaben griffige Worte gefunden haben ("Gutenberggalaxis", "Agonie des Realen", "Rasender Stillstand", "Turbokapitalismus"). Die Lektüre der betreffenden Traktate läßt mich allerdings schnell unbefriedigt. Ihr Ablaufdatum ist zu offensichtlich. Um Boden unter die Füße zu bekommen, schlage ich vor, solche großflächigen Perspektiven an den Apparaten zu erden, die zu ihnen Anlaß geben. Wir sind in einer Epoche, in der nicht die phantasie-geleitete Spekulation, sondern die Technik atemberaubende Aussichten bietet. Die theoretische Neugierde wird in diesem Fall ein Auskundschaften von Programmen, Übertragungsmodalitäten und Kontrollmechanismen. Wenn ich mir vorstelle, was ein Software-Virus leistet und anrichtet, stelle ich fest, daß ich mindestens ein halbes Jahr brauchen würde, um diese Abläufe philosophisch auch nur zufriedenstellend zu thematisieren: das Schreiben als Tun, das Schreiben als Technik, der Übertragungsrahmen als Gefahr, die Ritualisierung, der Schleier der Unwissenheit, das Verhältnis von Kommunikationsbedingungen und Kommunikationsgehalt etc. Das Programm lautet also: Hand anlegen und genügend Zeit behalten, sich über die Ergebnisse Gedanken zu machen. Hilfsprogramme können überprüfen, daß Hyperlinks auf einer Webseite alle funktionieren. Sie können nicht verhindern, daß ein funktionierender Link auf eine falsche Adresse verweist. Das eine ist die korrekt notierte Verbindung, das andere die Frage, wohin sie gehen soll. Es ist verlockend, die Verweisautomatik auf die Zieladresse fortzuschreiben. Aber das Bestehen einer Verbindung ist kein Grund dafür, am betreffenden Ort zu sein.